

Selbstreflexive Ansätze in der Drogenforschung

Stein-Hilbers, Marlene

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Stein-Hilbers, M. (1985). Selbstreflexive Ansätze in der Drogenforschung. *Psychologie und Gesellschaftskritik*, 9(3), 95-107. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-209368>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

SELBSTREFLEXIVE ANSÄTZE IN DER DROGENFORSCHUNG

MARLENE STEIN-HILBERS

Zum Problem der Entwicklung drogenabhängigen Verhaltens ist in den letzten Jahren eine unübersehbare Flut von Literatur veröffentlicht worden. Konsum und Abhängigkeit von illegalen Drogen, Alkohol und Medikamenten wurden unter verschiedensten Aspekten analysiert. Eine Fragestellung blieb stets vorherrschend: Warum werden Menschen drogenabhängig, welche Faktoren in ihnen, ihrer Lebensgeschichte oder ihrer sozialen Umgebung, welche Formen des politischen Umgangs mit ihnen (Drogenkontrolle) bewirken die Ausbildung drogenabhängigen bzw. süchtigen Verhaltens?

Stillschweigend und/oder ausgesprochen wurden Drogenabhängige in empirischen Untersuchungen und theoretischen Analysen als abweichend, auffällig, defizitär u.ä. betrachtet, in jedem Falls als *a n d e r s a r t i g*, nicht den Normalitätskriterien entsprechend.

Nachvollziehbar wird dies vor allem durch die Konzentration auf manifest Abhängige mit ihrem Zwang zur ständig neuen Drogenbeschaffung, den damit verbundenen Aktivitäten und Lebensformen und dem Einsetzen spezifischer (medizinischer, strafrechtlicher u.ä.) Kontrollmaßnahmen. Im Rückschluß wurden die bei Abhängigen zu beobachtenden Auffälligkeiten und Defekte häufig auch für den Beginn und die Verursachung des Drogenkonsums verantwortlich gemacht - die Literatur zum Problem der Drogenabhängigkeit ist geprägt von der Suche nach ihnen. Im wesentlichen scheint den meisten Untersuchungen die Annahme einer strukturellen Verschiedenheit 'normalen' und drogenkonsumierenden (bzw. drogenabhängigen) Verhaltens zu unterliegen. Drogenabhängiges Verhalten wird ausgegrenzt aus jenem Spektrum von Verhaltensweisen, das als üblich und allgemein verbreitet gilt.

Forschungslogisch impliziert diese Art von Grundsatzüberzeugung spezifische methodische Zugangsweisen, wie noch zu zeigen ist.

Ich möchte demgegenüber die These der strukturellen Verschiedenheit 'normalen' und drogenkonsumierenden/-abhängigen Verhaltens in Frage stellen. Ich vermute vielmehr, daß der Konsum chemischer Substanzen als Medium persönlicher Glücks- und Befriedigungssuche sich nahtlos einpaßt in ein Spektrum 'technischer' Alltagshandlungen mit gleicher Zielsetzung. Spezifische Reize und Substanzen wer-

den eingesetzt, um (schnell) bestimmte Gefühlszustände zu erzeugen oder auch zur Abwehr immer wiederkehrender alltäglicher Empfindungen von Leere, Sinnverlust, Angst o.ä.

Süßigkeiten, Alkohol, Fernsehen, Essen, Medikamente u.a.m. werden (auch) in diesem Sinne benutzt. Viele Menschen greifen mit dieser Zielsetzung auf immer wieder dieselben Tätigkeiten oder Substanzen zurück, und es ist durchaus nicht unüblich, dies in nahezu zwanghafter Weise zu tun. Abhängigkeitserzeugende Strukturen und Mechanismen sind Bestandteil des Alltagslebens und führen auch zu Dispositionen, die im allgemeinen manifest Abhängigen zugeschrieben werden: dem Zwang zur sofortigen und kurzfristigen Befriedigung von Bedürfnissen, der Einengung von Wahrnehmungs- und Erlebnisvielfalten, der Verhinderung persönlicher Aktivität und Kreativität und der alltäglichen Lenkung des Lebens mit chemischen Mitteln (Soltau 1984, 13).

Eine solche Betrachtungsweise der Entstehung drogenabhängigen Verhaltens hat ebenfalls Auswirkungen auf Untersuchungsansätze und Methoden der Drogenforschung. Nicht mehr die ausschließliche Suche nach zugrunde liegenden Störungen, Abweichungen und Defekten der Konsumenten/innen bestimmt dann die zugeordneten empirischen Untersuchungen, sondern die detaillierte Analyse von Alltagsprozessen und Verarbeitungsweisen, die auch den Forschenden selber aus ihrer eigenen Lebenswelt vertraut sind.

1. Theoretische Annahmen und Untersuchungsansätze der Drogenforschung

Die in der Drogenforschung bisher überwiegend verwendeten Untersuchungsansätze und Methoden entsprechen im wesentlichen dem "Defekt-Modell" der Entstehung süchtigen Verhaltens. Sie konzentrieren sich auf Person und soziales Umfeld von Abhängigen und versuchen, die verursachenden Bedingungen und Strukturen herauszuarbeiten - in Abgrenzung von 'normalen' Strukturen.

In der Anfangszeit und speziell in einigen Disziplinen wie Psychologie und Psychiatrie wurden überwiegend Einstellungen, Meinungen, Persönlichkeitsmerkmale bereits Abhängiger erfaßt. Dies geschah vor allem in der Absicht, Unterschiede zu Nicht-Konsumenten herauszufinden, individuelle Defizite, die (ähnlich einem Stoffwechseldefekt in der Medizin) die Entwicklung von Drogenabhängigkeit erklären sollten. Die Komplexität lebensgeschichtlicher und sozialhistorischer Entwicklungen wurde reduziert auf einige spezielle (Persönlichkeits-)Konstrukte.

Im wesentlichen folgten auch sozialisationszentrierte Ansätze dem "Defekt-Modell" der Entstehung drogenabhängigen Verhaltens und konzentrierten sich

auf besonders belastende Kindheitserfahrungen, familiäre und andere Umweltbedingungen.

Die im Zusammenhang mit diesem Modell der Genese von Drogenabhängigkeit verwendeten Methoden entsprechen deren theoretischen Annahmen: Ganz überwiegend zielen sie ab auf die Ermittlung harter = quantifizierbarer Daten. Verbunden damit war die Hoffnung, prognostische Erkenntnisse über Entstehung und Bekämpfung des unerwünschten Drogenkonsums zu gewinnen. Die Ergebnisse der sozialisationszentrierten Ansätze in der Drogenforschung blieben insgesamt unbefriedigend. Wie andere retrospektiv durchgeführte Studien an "abweichenden" Personengruppen überhaupt wiesen sie zwar oft die Häufung sozial unerwünschter Faktoren in Kindheit und sozialer Umgebung nach. Eine signifikante Beziehung zwischen spezifischen Sozialisationsbedingungen und späteren Drogenkonsum ließ sich aber niemals ermitteln, erst recht keine Differenzierung nach Art der Abhängigkeit (illegale Drogen, Alkohol, Medikamente). Die Befunde waren in sich vielfach widersprüchlich; selbst für spezielle Gruppen von Abhängigen (z.B. Alkoholiker) konnten keine theoretischen Annahmen widerspruchsfrei entwickelt werden (Antons 1978). "Sozialisationstheoretisch orientierte empirische Untersuchungen der Genese von Drogenabhängigkeit betrachten die von ihnen erhobenen und für einflußreich gehaltenen Variablen zu häufig als quasi statische Einflußgrößen (z.B. Variablen wie 'broken home', Unterschichtzugehörigkeit, Erziehungsstil, Medikamentenabusus der Eltern etc.), deren kumulative Addierung ab einem gewissen Punkt mehr oder weniger sicher zu Drogenkonsum und Abhängigkeit führt. Die 'sozial prägenden' Faktoren werden aufgezählt, addiert und zum Endergebnis der Drogenabhängigkeit in Beziehung gesetzt" (Schmerl 1984, 79).

Auswirkungen dieser Art von Forschung - und deren publizistische Ausschachtung - auf Konsumenten (Abhängige) müssen durchaus angenommen werden. Foucault (1976) hat darauf hingewiesen, daß moderne Sozialwissenschaften kulturelle Selbstverständlichkeiten produzieren, d.h., Wissenstatbestände schaffen, die die lebensweltlichen Erfahrungen von Akteuren so verändern können, daß sie sich nicht mehr für ihre ureigensten Belange verantwortlich fühlen. "In dem Maße, in dem der Diskurs des alltäglichen Lebens, der durch eine auf Handlungsbegriffen (zweckvolles Tun, Verantwortung, Begründbarkeit etc.) gekennzeichnet ist, nach und nach durch Aussagensysteme unterlaufen wird, die sich auf gesetzmäßig verlaufende Lernprozesse, Triebchicksale und Interaktionsverläufe beziehen, lernen die Akteure, sich zu sich selbst ebenso zu verhalten wie zu durch nomologisches Wissen kontrollierbaren Objekten; also zu Entitäten, welche für die Folgen der von ihnen verursachten Ereignisse nicht einzutreten haben" (Brumlik 1984, 45).

'Kolonialisierung der Lebenswelten' ist das Stichwort, unter dem diese Debatte geführt wird (Habermas 1981).

* (aufgebaute Aussagenkette, M. St.-H.)

Vielfach überwunden scheint das "Defekt-Modell" der Genese abhängigen Verhaltens in sozialpsychologischen und interaktionistischen Studien, die Drogenkonsum als erlerntes Sozialverhalten betrachten, dessen Erwerb dem Erlernen anderer sozialer Verhaltensweisen vergleichbar ist (vgl. Schmerl 1984, 110 ff., m.w.N.).

Sie unterscheiden scharf zwischen dem Einstieg in den (illegalen oder legalen) Drogenkonsum, den Verlaufsstadien einer Drogenkarriere und den Eigengesetzlichkeiten einer bereits ausgeprägten Abhängigkeit von psychoaktiven Substanzen. Beginnender Drogenkonsum und die möglicherweise erfolgende sukzessive Ausbildung einer Drogenabhängigkeit werden als dynamisches Entwicklungsmodell begriffen, in dem soziale Kontakte und subkulturelle Bedeutungsmuster, Initiationen und soziale Lern- und Verstärkungsmuster im Zusammenhang mit den Reaktionen sozialer Kontrollinstanzen zentrale Bedeutung gewinnen. Verhaltensdispositionen und sozioökonomischen Faktoren der Konsumenten/innen kommt (ebenso wie der Zugänglichkeit und Kontrolle spezifischer Drogen) eher eine intermittierende Funktion in diesen Prozessen zu. Die 'Defizite' der potentiellen Konsumenten/innen werden dadurch als Verursachungsfaktoren weniger bedeutsam: "... anfänglicher Heroingebruch ist nicht derart umwölkt von komplexen Motivationen, wie viele Leute uns glauben machen wollen. Er ist vielleicht nicht unähnlich dem anfänglichen Gebrauch anderer legaler und illegaler Drogen auch - Alkohol, Tabak, Marihuana -, die alle in Umgebungen auftauchen, wo es einen gewissen Druck in Richtung Gebrauch gibt" (Waldorf 1973, 34, zit.n. Schmerl 1984, 128).

Die in diesen empirischen Untersuchungen vielfach verwendeten biographischen Interviews und Langzeitstudien vermitteln einen weitaus dichteren Zugang zur Lebenswelt Abhängiger, zu Dynamik und Dialektik von sozioökonomischen Faktoren, Gruppenzugehörigkeit und Freundschaftsbeziehungen, Verfügbarkeit von Drogen und symbolischer Bedeutung des Konsums spezifischer Drogen.

2. Ritualisierte Formen der Gefühlslenkung und Konfliktbewältigung im Alltagsleben

Aus den (bisher in geringer Zahl vorhandenen) prozeß- und interaktionsorientierten Studien ergeben sich Hinweise darauf, daß es eher die "normalen" Gewohnheiten und Lebensumstände sind, die den Einstieg in den Drogenkonsum und den Verlauf von Drogenkarrieren bestimmen.

Auf dem Hintergrund dieser Aussage soll im folgenden versucht werden, die Ausbildung abhängigen Verhaltens im Alltagsleben zu beschreiben und strukturelle Ähnlichkeiten mit der Ausbildung drogenabhängigen Verhaltens herauszuarbeiten.

Ausgangspunkt dafür ist die ritualisierte Lenkung von Gefühlen und Konfliktbewältigung, die das Leben vieler Menschen bestimmt.

Für die meisten Individuen scheint es Tätigkeiten und/oder Substanzen unterschiedlichster Art zu geben, die von ihnen eingesetzt werden, um

a) spezifische Stimmungen/Gefühlslagen zu erzeugen

und/oder

b) emotionale Spannungen zu überdecken, zu verdrängen oder auch aufzulösen.

Beide Motivlagen sind nur theoretisch voneinander zu trennen, auf der Handlungsebene vermischen sie sich. Oftmals ist nicht mehr subjektiv nachzuvollziehen, ob eine Tätigkeit in sich (intrinsisch) motiviert ist oder ausgeübt wird, um unangenehmen Gefühlslagen zu entgehen.

Welcher Art diese Tätigkeiten/Substanzen sind, ist individuell verschieden und abhängig von lebensgeschichtlichen Erfahrungen, subkulturellen Gewohnheiten und nicht zuletzt dem Geschlecht. Nahezu jede Tätigkeit und jede Substanz kann in dieser Weise eingesetzt werden: Essen, Alkohol, Einkaufen, Putzen, Schlafen, Musikhören usw. Jede dieser Tätigkeiten, jede benutzte Substanz und jedes eingesetzte Medium kann wegen des damit verbundenen Vergnügens benutzt werden, ebenso aber auch zur Verdrängung unangenehmer Empfindungen.

Die vielfachen Bedeutungen von Tätigkeiten und Substanzen werden vom frühen Kindesalter an überdauernd kommunikativ vermittelt.

Süßigkeiten sind für fast alle Kinder attraktiv und von hohem Wert. Bereits bei Kindern wird aber auch der Mechanismus des Überdeckens emotionaler Spannungen durch chemische Substanzen gründlich eingeübt. Vor allem Trauer und Aggressionen werden durch Süßigkeiten neutralisiert und abreagiert. Süßigkeiten werden als Mittel der Bestechung und der Vertuschung sozialer Konflikte eingesetzt. Beobachtbar ist, daß auch nahezu alle Erwachsenen in ritualisierter Form auf spezifische Tätigkeiten/Medien zurückgreifen, um unangenehme Spannungszustände abzuwehren. Zum Teil kann dies zwanghafte Formen annehmen: beim suchartigen Verzehr von Süßigkeiten/sonstigen Nahrungsmitteln, der Flucht in massiven Fernsehkonsum, Arbeit, Sport, Automatenspiel usw. Die Bewältigung problematischer Situationen wird verengt auf einen einzelnen Wirkstoff oder eine einzelne Tätigkeit.

Der Konsum psychoaktiver Stoffe aller Art paßt sich in dieses Spektrum ein.

Dies gilt insbesondere für die frei zugängliche und sozial akzeptierte Droge Alkohol: Sie wird sowohl wegen des damit verbundenen Vergnügens und ihrer spezifischen Wirkungen konsumiert als auch zur Überdeckung emotionaler Spannungen und zur Lenkung des Gefühlslebens überhaupt eingesetzt. In jedem Fall ist Al-

kohol allgegenwärtig und bietet sich als rituelles Mittel der individuellen Spannungsreduktion und Vermeidung von Unlustgefühlen ebenso an wie andere Tätigkeiten oder chemische Substanzen.

Weil diese Arten des Gebrauchs von Alkohol so "normal" und weitverbreitet sind, verwundert auch nicht, daß die häufigst untersuchte "Alkoholikerpersönlichkeit" als Ursache des späteren Alkoholismus nie gefunden werden konnte - im Gegensatz zu besonders häufig zu beobachtenden Dispositionen, die sich im Verlauf einer Alkoholikerkarriere selbst ausbilden (vgl. Antons 1978, m.w.N.). Es ist (auch) das "normale" Trinken, das Alkoholismus mit verursacht (Antons/Schulz 1976, 1977).

Der (gewohnheitsmäßige) Konsum von Medikamenten verkörpert in besonders auffälliger Weise die ritualisierte 'technische' Art der Alltagsbewältigung durch chemische Substanzen. Die Verantwortung für das eigene Wohlbefinden und den eigenen Körper wird an die Wirkung von Drogen geknüpft (und an medizinisches Expertentum delegiert).

Gewohnheitsmäßiger Medikamentenkonsum hat neben der funktionellen auch symbolische Bedeutung. Er setzt in der Regel eine Krankheits-Definition voraus, die selber bereits als spezifische Art von Konfliktbewältigung betrachtet werden kann (Stein-Hilbers 1984, m.w.N.). Frauen scheinen aufgrund ihrer sozialen Situation und der ihnen antrainierten Bewußtseins- und Handlungsstrukturen stärker als Männer auf diese Art der Alltagsbewältigung zurückzugreifen. Der Rückzug in die Krankheit und der Gebrauch von Medikamenten treten insbesondere dann zutage, wenn aktive Veränderungen von Lebensbedingungen und die dafür notwendige "Lebendigkeit" (inclusive der Erfahrungen von Schmerz, Wut und Trauer) aussichtslos und unmöglich erscheinen. Insofern sind sie auch als ritualisierte Verdeckung sozialer Konflikte zu interpretieren.

Illegaler Drogenkonsum kann in sehr unterschiedlichen Formen und sozialen Gruppen auftauchen (z.B. bei sog. "klassischen Morphinisten", jugendlichen Heroinabhängigen, Kokaingebrauch in Künstler- und Intellektuellenkreisen usw.). Der Einstieg in diese Art des Drogenkonsums kann unterschiedlich motiviert sein und ist durchaus nicht in jedem Fall als Ausgleich von persönlichen Defiziten zu verstehen. Vielmehr werden Drogen auch wegen des damit verbundenen besonderen Anreizes und Vergnügens probiert, zumindest bei jugendlichen Konsumenten besonders oft in Gruppensituationen mit spezifischen sozialen Beeinflussungsfaktoren. Den institutionalisierten Formen der Glückssuche (Liebe, Konsum) werden eigene Formen der Suche nach Glücksempfindungen, Rausch und Ekstase gegenübergestellt.

Damit verbunden sind auch Drogenkonsumenten/innen nicht immer O p f e r ihrer Lebensumstände und sozialen Situationen; vielmehr sind sie a u c h selber aktiv und entscheidend in der Wahl ihrer Lebensformen und Gestaltung ihrer Alltagsabläufe.

In der Erforschung des illegalen Konsums psychoaktiver Drogen wird diese Aussage dadurch erhärtet, daß es durchaus n i c h t die isolierten, gestörten und sonstwie auffälligen Jugendlichen sind, die diese Drogen zuerst probierten, sondern ganz im Gegenteil die sozial integrierten und aktiven (Berger u.a. 1980, Kandel 1978).

Dennoch bleibt bemerkenswert, daß es isolierte chemische Substanzen sind, an die die Hoffnung auf Erfahrungsreichtum und Glücksempfindung geknüpft wird.

Mit den bereits genannten Formen der nicht auf Drogenkonsum basierenden ritualisierten Lenkung von Gefühlen und Überdeckung/Vermeidung unangenehmer Spannungszustände hat der Konsum chemischer psychoaktiver Substanzen (Alkohol, Medikamente, andere Drogen) die Einengung von Wahrnehmungs- und Erlebnisvielfalten gemeinsam. Die Substanzen unterbinden vielfach die Verarbeitung erlebter Zustände, Empfindungen und Befindlichkeiten und wirken gefühlsdämpfend. Ihre Benutzer/innen vertrauen auf die durch sie vermittelte Hilfe bei der Bewältigung wie auch immer gearteter Alltagssituationen. Sie unterliegen nicht mehr dem Zwang, Spannungssituationen entweder aufzuhalten oder aktiv an der Beseitigung ihrer Ursachen zu arbeiten.

Zu der dadurch erzeugten Abhängigkeit von Außenreizen tritt das Suchtpotential spezifischer Substanzen hinzu: in besonderem Maße bei Opiaten und einigen Medikamenten, aber auch bei Alkohol und Tabakprodukten.

3. Selbstreflexive Methoden in der Drogenforschung

Wenn man die These akzeptiert, daß die ritualisierte Lenkung von Gefühlszuständen durch spezifische Substanzen (oder Tätigkeiten) das Alltagsleben vieler Menschen prägt und auch zu Formen von Abhängigkeit führt, die drogenabhängigem Verhalten höchst ähnlich sind, impliziert dies andere methodische Zugangsweisen zum Problem der Entstehung drogenabhängigen Verhaltens. Nicht mehr die Suche nach besonders belastenden Kindheitserfahrungen und sonstigen Defiziten bereits Abhängiger steht dann im Vordergrund, sondern die genauere Analyse von Alltagsprozessen und Verarbeitungsformen, die die Entstehung abhängigen Verhaltens überhaupt begünstigen. Damit verbunden kann der Einstieg in den Drogenkonsum nicht mehr nur als etwas völlig Fremdes und Andersartiges wahrgenommen werden, das mit eigenen Alltagserfahrungen von Forschenden wenig oder gar nichts zu tun hat. Drogenkonsum aller Art und die Entwicklung von Abhängigkeiten sind vielmehr sowohl persönlich als auch aus der engsten sozialen Umgebung vertraute Phänomene.

In stärkerem Maße erforderlich werden dann Zugangsweisen zum Problem der Drogenabhängigkeit, die die Beforschten nicht in die Rolle passiv-distanzierter Datenträger verweisen, von denen Forscher/innen ihre Informationen abrufen können. Forschungsmethoden sollten vielmehr an Prinzipien der Offenheit und Kommunikation zwischen Subjekten und Objekten der Forschung orientiert sein (Hoffmann-Riem 1980).

Eingeschlossen darin sind auch Zugangsweisen und Reflexionsformen zum Problem der Entwicklung abhängigen Verhaltens, die in bisherigen Untersuchungsansätzen weitgehend fehlen und die hier als selbstreflexive Ansätze bezeichnet werden sollen.

Regina Becker-Schmidt (1984) hat - für die Frauenforschung - diese Art methodischer Zugangsweisen benannt:

(1) Die Analyse der Selbstbetroffenheit

"Das Phänomen gemeinsamer Betroffenheit eröffnet die Chance, daß Wissenschaftlerinnen sich ein Stück weit in die Realität anderer ..., denen die Forschung gilt, hineinversetzen können" (Becker-Schmidt, a.a.O.). Forschende und Beforschte können sich als Bestandteile eines umfassenden sozialen und politischen Zusammenhangs begreifen, in dem Drogenkonsum, die Lenkung/Kanalisierung sinnlicher Erfahrungen (auch durch chemische Substanzen!) und die Entwicklung von Abhängigkeiten aller Art selbstverständlich sind - gleichwohl differenzierbar nach sozioökonomischen Kriterien.

Damit stellt sich die Frage danach, welche Formen der Glückssuche oder zumindest der Befriedigung alltäglicher Wünsche und Bedürfnisse welchen sozialen Gruppen überhaupt zur Verfügung stehen, welche Formen von Ekstase/Rausch gestattet oder verboten sind und in welcher Form soziale Konflikte befriedet werden. Dies schließt die Analyse der symbolischen und politischen Bedeutung des Konsums spezifischer Drogen ein (Bode 1984), ebenso die Frage danach, welche Formen der Angstabwehr und welche Widerstände mit bestimmten theoretischen Modellen der Genese abhängigen Verhaltens (und ihnen folgenden drogenpolitischen Vorstellungen) verbunden sind.

In diesem Sinne ist 'Selbstbetroffenheit' vor allem als politische Kategorie zu begreifen.

(2) Introspektion

Mit dieser Kategorie ist die Reflexion auf die eigene Biographie, die eigene soziale Situation und die Erforschung eigener Formen von Gefühlslenkung und Abhängigkeit angesprochen. "Introspektion ist nicht nur eine Brücke zu ähnlichen Konfliktlagen, sondern auch eine Verständigungshilfe in der Einschätzung psychischer Verarbeitungsweisen solcher Konfliktlagen" (Becker-Schmidt, a.a.O.). Sie erleichtert die Durchschaubarkeit eigener und fremder Denk- und Verhaltensmuster, aber auch die Analyse eigener Verdrängungswünsche, Berührungängste und Irritationen. Selbstreflexion in diesem Sinne bedeutet ebenso Aufklärung über soziale Zwänge, denen - möglicherweise - Forscher/in und Beforschte gleichermaßen ausgesetzt sind.

Meine (M. St.-H.) Introspektion würde - komprimiert und verkürzt - folgenden Grundzügen folgen:

Mir ist Drogenkonsum nicht fremd: Ich war (bin) süchtige Raucherin, finde - da ich unter häufiger Schlaflosigkeit leide - die entspannende und einschläfernde Wirkung von Beruhigungsmitteln äußerst angenehm (und verbiete sie mir aus eben diesem Grunde!), trinke seit Jahren nahezu jeden Tag Wein, würde gerne einmal Kokain ausprobieren (habe aber auch Angst - daraus resultiert meine Bewunderung für in dieser Hinsicht weniger ängstliche Leute). Ritualisierte Formen der Gefühlslenkung und Überdeckung von Konflikten sind mir vertraut. Der tägliche abendliche Wein (auch als Vehikel sozialer und kommunikativer Situationen) gehört dazu ebenso wie das "Mich-Zumachen" mit Fernsehen, Romanen, Aktivitäten, wenn es mir nicht besonders gut geht. Von vielen mir bekannten Frauen und aus themenspezifischen Arbeitsgruppen weiß ich, daß Essen in engem Zusammenhang mit ihrer psychischen Verfassung steht: Je nach psychischer Befindlichkeit werden sie dicker oder dünner; dies kann sich bis zu Formen von Freß-/Magersucht steigern.

Am dichtesten nachvollziehbar ist für mich die Ausbildung einer Medikamentenabhängigkeit. In meiner manchmal auch angespannten Lebens- und Arbeitssituation (als Frau mit vielfältigen Aktivitäten, Kind und Beruf) übt das Sich-Fallen-Lassen-Können in eine Krankheit und der damit verbundene Anspruch auf Schonung durchaus eine gewisse Faszination aus.

Meine persönliche Theorie der Entwicklung (drogen-)abhängigen Verhaltens beinhaltet, daß starker und unkontrollierter Konsum von Drogen eng verbunden ist mit Empfindungen von Leere, undefinierbaren Stimmungen, diffusen Störungen des Wohlbefindens - eben dem Verlust an Lebendigkeit. Drogen (oder andere Substanzen/Tätigkeiten) werden dann benutzt, um Akzente (in unterschiedlicher Richtung) zu setzen: dämpfend, berauschend, anregend, leistungssteigernd.

(3) Empathie

Empathie kennzeichnet das Bemühen, sich in die Realität anderer hineinzusetzen, Ausschnitte aus einer fremden Realität wahrzunehmen und zu begreifen. Sie ist Medium der Einfühlung auch in komplexe, widersprüchliche und ambiva-

lente Orientierungen und Bewußtseinsstrukturen, die sich nicht immer auf einen in der gängigen Wissenschaftspraxis geforderten objektivierbaren Nenner reduzieren lassen (Berger 1980). Auf der Basis einer Teilidentifizierung gilt es, eine kritische und dialektische Distanz zu den untersuchten Personen zu entwickeln (Mies 1984, 12).

Forschungspraktisch schließt diese Kategorie methodische Qualifikationen etwa der Gesprächsführung und des Verstehens ein, die um so ausgeprägter sein können, je differenzierter die vorherige Beschäftigung mit eigenen Formen zudeckenden und abhängigen Verhaltens erfolgt.

Die Bedeutung selbstreflexiver Ansätze in der Drogenforschung ist somit auf verschiedenen Ebenen zu veranschlagen:

- im Rahmen der Hypothesenbildung für empirische Untersuchungen - in dieser Weise wurde Selbstreflexion in der traditionellen Sozialforschung schon immer favorisiert;
- als Hilfe für eine differenzierte theoretische Strukturierung des Untersuchungsfeldes unter Einschluß subjektiver und politischer Determinanten der Ausbildung (drogen-)abhängigen Verhaltens;
- als Hilfe zum Abbau von Wahrnehmungsbarrieren im Umgang mit sozial Befremdlichem (Becker-Schmidt, a.a.O.);
- im Sinne der Anregung eines auch für Forscher/innen produktiven Lernprozesses.

Eine differenzierte und realitätsgerechte Wahrnehmung 'fremden' Verhaltens - hier die Ausbildung drogenabhängigen Verhaltens - ist m.E. ohne den nuancierten Rekurs auf eigene und aus der eigenen Umgebung vertraute Formen der Entwicklung abhängigen Verhaltens sowie die damit in Verbindung stehenden Sozialstrukturen schwer vorstellbar. 'Trockenes' Fachwissen alleine kann diesen Erkenntnissschritt nicht ersetzen, ohne ihm die Lebendigkeit und auch Realitätsnähe zu nehmen.

Diese Aussage gilt aber auch in umgekehrter Richtung. "Alle drei Reflexionsformen - Analyse der Selbstbetroffenheit, Empathie und kritische Introspektion - reichen nicht aus, andere Frauen (bzw. Drogenkonsumenten/innen - M. St.-H.) im Forschungsprozeß als *A n d e r e*, als mögliche *F r e m d e* zu erreichen ... das gründliche Studium unvertrauter Wirklichkeit muß dann aber erst beginnen" (Becker-Schmidt, a.a.O.). Dies schließt selbstverständlich auch die genaue und differenzierte Analyse sozioökonomischer Faktoren, psychischer Dispositionen und besonderer Belastungsmomente in der bisherigen Lebensgeschichte von Konsumenten/innen ein. Die Analyse von Drogenabhängigkeit muß so facettenreich und nuanciert erfolgen, wie sie sich in der Realität darstellt.

LITERATUR:

- ANTONS, K.: Persönlichkeitsmerkmale des Süchtigen - Ursachen oder Folgen? In: KEUP, W. (Hg.): Sucht als Symptom. Stuttgart 1978, 38-42
- ANTONS, K./SCHULZ, W.: Normales Trinken und Suchtentwicklung. Göttingen 1976 u. 1977
- BECKER-SCHMIDT, R.: Probleme einer feministischen Theorie und Empirie in den Sozialwissenschaften. In: ZENTRALEINRICHTUNG ZUR FÖRDERUNG VON FRAUEN-STUDIEN und FRAUENFORSCHUNG AN DER FU BERLIN: Methoden der Frauenforschung. Symposium an der FU Berlin, 30.11. - 2.12.1983. Frankfurt 1984, 224-238
- BERGER, H.: Untersuchungsmethode und soziale Wirklichkeit. Frankfurt 1980
- BERGER, H./REUBAND, K.-H./WIDLITZEK, U.: Wege in die Heroinabhängigkeit. Zur Entwicklung abweichender Karrieren. München 1980
- BODE, E.: Soziale Ungleichstellung und Sucht - ein gesellschaftspolitischer Exkurs. In: MERFERT-DIETE/SOLTAU (Hg.): Frauen und Sucht. Reinbek 1984, 225-239
- BRUMLIK, M.: Verstehen oder Kolonialisieren. Überlegungen zu einem aktuellen Thema. In: MÖLLER, S./OTTE, H.-U.: Verstehen oder Kolonialisieren? Grundprobleme sozialpädagogischen Handelns und Forschens. Bielefeld 1984, 31-62
- FOUCAULT, M.: Überwachen und Strafen. Frankfurt 1976
- GIPSER, D./STEIN-HILBERS, M.: Wenn Frauen aus der Rolle fallen. Alltägliche Leiden und abweichendes Verhalten von Frauen. Weinheim 1984
- HABERMAS, J.: Theorie des kommunikativen Handelns. Frankfurt 1981
- HOFFMANN-RIEM, Ch.: Die Sozialforschung einer interpretativen Soziologie - Der Datengewinn. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 32, 1980, 339-372
- KANDEL, D.: Longitudinal Research on Drug Use: Empirical Findings and Methodological Issues. Washington 1978
- MERFERT-DIETE, Ch./SOLTAU, R. (Hg.): Frauen und Sucht. Die alltägliche Verstrickung in Abhängigkeit. Reinbek 1984
- MIES, M.: Methodische Postulate zur Frauenforschung - dargestellt am Beispiel der Gewalt gegen Frauen. In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis: Frauenforschung oder feministische Forschung? 1984, Heft 11, 7-25
- SCHMERL, Ch.: Drogenabhängigkeit. Kritische Analyse psychologischer und soziologischer Erklärungsansätze. Opladen 1984
- SOLTAU, R.: Die frauenspezifische Abhängigkeit von Suchtmitteln. In: MERFERT-DIETE/SOLTAU (Hg.): Frauen und Sucht. Reinbek 1984, 12-26
- STEIN-HILBERS, M.: Was passiert mit Fixern? Strategien der Drogenpolitik. Kriminologisches Journal 2, 1/1980, 7-34
- STEIN-HILBERS, M.: Drogen im weiblichen Lebenszusammenhang. In: MERFERT-DIETE/SOLTAU (Hg.): Frauen und Sucht. Reinbek 1984, 40-49

Marlene Stein-Hilbers

Interdisziplinäre Forschungsgruppe Frauenforschung (IFF)

Universität Bielefeld

Postfach 8640

4800 Bielefeld 1